

Gartenlust im Frühling

Von Johannes Roth

Mit Fotografien von

Marion Nickig

Insel-Bücherei Nr. 1353



Johannes Roth
Gartenlust im Frühling

Mit farbigen Fotografien

von Marion Nickig

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1353

© Insel Verlag Berlin 2012

Gartenlust im Frühling

Magnolie heißt Fleischeslust

Wäre Wan Jun, die Gemahlin des letzten Kaisers von China, im mandschurischen Exil weniger unglücklich gewesen, hätte sie sich den Inhalt einer Orchideenvase nicht ohne jede Würze und Zutat in den Mund gestopft, am Ende unter Tränen, wie der Film von Bertolucci zeigt. Hätte sie einige Jahrzehnte früher gelebt, wären ihr in Peking zeitlebens von den Eunuchen der kaiserlichen Küche die ebenso weißfleischigen Blütenblätter der Yulan-Magnolie in Ei und Mehl gewendet und in siedendem Öl ausgebacken worden, so rasch, so groß, daß unter der braunen Kruste Schmelz und Duft der Blume erhalten bleiben.

Die Yulan-Magnolie, in ihrer Heimat heißt sie Jade-Orchidee, trägt die botanische Bezeichnung *Magnolia denudata*: Die rahmfarbenen, später fast silbrig weißen Blüten erscheinen an noch nackten Zweigen. Wir können sie auch fritieren. Sie nur anzuschauen ist vielleicht der höhere, der angemessene Genuß. Die Versuchung ist groß, wenigstens ihre seidige Haut zu berühren. »Blume des nächtlichen Beisammenseins« ist ein anderer Name, den ihr die Chinesen gegeben haben. Vor Zeiten stand die Magnolie als Sinnbild von Reinheit und Süße allein dem Kaiser zu. Geruhte der Himmelssohn, eine Magnolie zu verschenken, war das eine unerhörte Auszeichnung.

In Europa wurde eine beneidenswerte Huldigung post mortem dem Gartendirektor von Montpellier zuteil, als die attraktive Chinesin und ihre achtzigstämmige Familie nach ihm, Pierre Magnol, benannt wurde. Magnolien, die im atlantischen Amerika heimisch sind, aber auch einige fernöstliche Arten blühen erst im Sommer im belaubten Baum, nicht so spektakulär, nicht so massenhaft, doch, aus der Nähe betrachtet, genauso bewunderungswürdig. Sie haben nicht viele, aber um so

glühendere Verehrer, denen die nackte Allerweltsmagnolie nichts mehr bedeutet.

Die chinesischen und japanischen Frühjahrmagnolien wurden in den europäischen Vorgärten vor der Blautannenzeit so regelmäßig gepflanzt, daß man ihrer steifen Pracht überdrüssig werden konnte. Heute darf man sich wieder für sie einsetzen: Mit den alten Häusern verschwinden auch die stattlichen Magnolienbäume. Wenn im Frankfurter Westend eines der rar gewordenen Exemplare früher aufbricht als anderswo, in weißer, rosa überhauchter oder auch purpurner Fleischeschlust, ist das alle Jahre ein Motiv für die Fotografen der Lokalblätter.

Was da die immer hochformatigen Bilder mächtig füllt, obwohl die Bäume eher in die Breite gehen als in die Höhe, wird kaum noch eine *Magnolia denudata* sein, sondern die pompöse Tochter, *Magnolia soulangiana*. Sie ist die Frucht einer Verbindung mit der später blühenden *Magnolia liliiflora*, darum entfaltet sie ihre tausend tulpenförmigen Blüten meist erst Ende April.

Diese *Soulangiana* hat ihren Namen von Monsieur Soulange-Bodin, einem französischen Kavallerie-Offizier, der nach der verlorenen Schlacht von Waterloo das Königliche Institut für Gartenbau in Fromont bei Paris gründete und dort den Siegeszug der Magnolie in Europa beförderte, indem er zwar nicht die Vaterschaft übernehmen, jedoch Hebammendienste leisten konnte bei ebenjenem Kind, das viel robuster ist als seine Eltern: *Soulangiana* ist nicht so kalkempfindlich, sie übersteht die härtesten Winter und die längsten Hitzeperioden. Vor allem muß, weil sie etwas später kommt, nicht so oft in kalten Frühlingsnächten um ihre Blüten gebangt werden.

Wer sich also eine der sehr verschiedenen Sorten von *Magnolia soulangiana* in den Garten setzt, macht nichts falsch. Ob er aber für seine Verhältnisse richtig gewählt hat, wenn er sich für »Iolanthe« entscheidet, eine neuseeländische *Soulangiana*-Hybride mit dreißig



Zentimeter breiten Blütenkelchen, die ihrem Zartrosa noch einen Hauch Orange beifügen? Man kann durch die botanischen Gärten spazieren, Bücher studieren, etwa die »Kostbarkeiten aus ostasiatischen Gärten« von Andreas Bärtels, und sich in Spezialgärtnereien kundig machen, zum Beispiel bei Otto Eisenhut in San Nazzaro im Tessin oder bei Gottlieb Grübele im württembergischen Weissach. Die Liste der amerikanischen Magnolia Society, die sechshundertvierzig Magnolien enthält, wird unsereinen nur verschrecken, doch einige Kandidatinnen wollen Revue passieren.

Die japanische Sternmagnolie, *Magnolia stellata*, ist ein kompakter Busch, langsam wachsend, nach vielen Jahren kaum mannshoch. Sie braucht einen warmen Winkel, damit die schon im März aufbrechenden Blüten der Frost nicht bräunt. Eine andere Japanerin, *Magnolia kobus*, wird größer, kommt später, trotz jedem Frost; sie mag aber erst blühen, wenn sie zehn oder fünfzehn Jahre alt ist. Die Blüten sind nur handtellergrößer, jedoch gefälliger, lieblicher als die gewaltigen Löffel der *Soulangiana*. Der Darmstädter Dendrologe Franz Boerner schwärmte einst: »Vor einem blühenden Baum glaubt man, Scharen schneeweißer, flatternder Vögel hätten sich im Geäst niedergelassen.« Im Oktober haben sie sich in rote walzenförmige Früchte verwandelt, aus denen die Samen an langen Fäden heraushängen. Eine Kreuzung von *Stellata* und *Kobus* vereint deren Vorzüge: *Magnolia loebneri* blüht reich im April und schon an der jungen Pflanze, sie ist winterfest, wächst rasch und wird sechs Meter hoch. Die Purpurmagnolie blüht Ende Mai, im Hochsommer duften die Blüten der *Magnolia watsonii* nach Ananas. Die immergrüne *Magnolia grandiflora* ist für unsere Breiten nicht geeignet, erst in Südfrankreich fühlt sie sich wohl.

Bevor wir uns in einer Aufzählung verlieren, greifen wir zum Spaten, eine Pflanzgrube auszuheben. Denn gepflanzt wird vor dem Austrieb. Der Boden sei nahrhaft und frisch, eher sauer als kalkig, eher lehmig als sandig, doch durchlässig. Da die Wurzeln nicht tief gehen,

muß die Baumscheibe in den ersten Jahren mit Laub oder Kompost gegen das Austrocknen geschützt werden. Später ist nicht mehr viel zu tun. Keinesfalls wird an einer Magnolie herumgeschnitten.

Wo wird sie gepflanzt? An einem windgeschützten Platz, der hell ist; Magnolien brauchen die Sonne noch im Spätsommer, damit das neue Holz und die Knospen Kraft sammeln für den Frühling. Daß die dickste Magnolie unseres Stadtviertels an einer zugigen Nordostecke steht, beweist wieder: Keine Regel ohne Ausnahme. Neben oder gar zwischen andere Gehölze will sie aber gewiß nicht gesetzt werden. Sie entfaltet ihre aristokratische Pracht in der Sonderstellung. Sie will ihre Umgebung beherrschen. Sie ist die Blume des Kaisers.

Das Maiglöckchen

Haben wir Goethes verdrehten rechten Fuß lang genug und mitleidend angesehen, weil ihm der malende Freund Tischbein damals, 1797 in Rom, auch noch so etwas wie einen linken Schuh verpaßt hat, so folgen wir dem in die Ferne gerichteten Blick des Gemarterten, benutzen also die Tür rechter Hand, wechseln aus dem Empfangssaal im Obergeschoß des Frankfurter Städel-Museums in den Raum P, wo ein anderes Schriftstellerporträt hängt. Es entgeht der allgemeinen Aufmerksamkeit. Schon deshalb, weil es den nicht so bekannten Dichter Martin Greif zeigt, in den anatomischen Details korrekt wiedergegeben von dem badischen Maler Wilhelm Trübner. Es entgeht der Aufmerksamkeit auch deshalb, weil dieser Herr Greif bloß lesend dargestellt ist, nicht bei der Arbeit, nicht schreibend oder starken Blicks die Welt erfassend. Er hält ein schmales Buch mit beiden Händen nah vor die Augen, als entbehre er der Brille, und – das ist der Punkt, auf den wir zusteuern – zwischen Zeigefinger und Mittelfinger seiner

Rechten ist ihm ein Maiglöckchenstrauß geklemmt, als solle ihm der wie ein zusätzliches Licht das Verständnis der Schrift erleichtern.

Wohl dem, der sein Maiglöckchen hat! Wenn es eine Blume gibt, die uns das Leben durchleuchten hilft, so ist es das Maiglöckchen. Dürer hat dem Erasmus von Rotterdam eine Vase mit Veilchen und Maiglöckchen auf den Studiertisch gestellt. Ein oberrheinischer Meister hat der Maria eine ganze Maiglöckchenkolonie ins Paradiesgärtlein gesetzt. Der Meister des Sterzinger Altars hat bei seinem »Ulmer Verlöbnis« den Liebenden natürlich auch Maiglöckchen zu Füßen in den Blumenteppeich gewebt. Denn das Maiglöckchen ist, neben der Rose, nein, vor der Rose, die Blume, die der Liebe blüht, der himmlischen und erst recht der irdischen.

»Die Vergänglichkeit der Blume«, schreibt Rudolf Borchardt, »macht sie zum Gleichnis der Liebe, die, wie gern, ewig wäre.« Er kann nur das Maiglöckchen gemeint haben. Ein Volkslied singt: »Der Strauß, den ich gepflücket, / Er grüß' dich tausendmal, / Hab' mich danach gebücket / Wohl viele tausend Mal, / Und ihn ans Herz gedrucket / Viel hunderttausendmal.« Borchardt fügt hinzu: Nur die Blume dürfe Zeuge und Bürge der Sekunden sein, in denen solch ein Gefühl danach ringt, einem wohlverwahrten Herzen ein ähnliches zu entreißen und in ihm zu vergehen. Er kann nur das Maiglöckchen gemeint haben. Übrigens, die Blumengedanken des »Leidenschaftlichen Gärtners« sind von Franz Greno mit buchkünstlerischer Leidenschaft von neuem herausgebracht worden. Kostbar gedruckt und gebunden, dennoch wohlfeil.

»Die Botschaft der Blume ist das Leben, die Botschaft der Blume ist der Tod.« Bevor wir nur noch Borchardt zitieren, schauen wir das Maiglöckchen von nahem an, das lebenverheißende, das todbringende. Es versteckt sich im lichten Buchenwald oder im Garten zwischen Laubgehölzen, wo es winterfeucht ist, frühlingshell, nahrhaft, jedoch im Sommer schattig und trocken. Manche Gartenschriftsteller



wollen im Maiglöckchen einen Ausbund an Bescheidenheit erkennen. Denn es hält sich im Hintergrund, anfangs. Das zarte Maiglöckchen sieht so genügsam aus, empfindsam, fast hilfsbedürftig, aber es ist selbstbewußt, hartnäckig, zielstrebig. Es erobert sich den Platz, der ihm zusagt. Diese zarte Pflanze vermehrt sich unversehens mit Hilfe unterirdisch kriechender Wurzelnrhizome. Wo vor zwei Jahren noch vielerlei Gewächs locker miteinander auskam, drängt sich jetzt nur noch das grüne Heer der Maiblumen; im April durchstießen helle Spieße den Boden, nun stehen die dunklen Blätter aufrecht eines am anderen wie Lanzen und Schilde auf Altdorfers Alexanderschlacht. Hier ist kein Durchkommen mehr!

Das Maiglöckchen, *Convallaria majalis*, gehört zu den Liliengewächsen. Manche Gartenschriftsteller rühmten es als Inbild der Reinheit. Ja, diese mädchenhaften, weißen Glöckchen, wie sie sich auf schlankem Stengel aus dem breitschultrigen, schützenden Blattpaar erheben und zugleich demütig neigen! Doch Vorsicht: Maiglöckchen duften süß, aber sie sind ungenießbar, sie sind in allen Teilen giftig. Und eben darum kann das Maiglöckchen kranke Herzen heilen, in der Homöopathie nur tropfenweise, gebündelt als Strauß überbringt es die Liebesnachricht, die der roten Rose des Sommers so nie erlaubt wäre. Die Botschaft der Rose ist auf eine ungenierte Art direkt. Das Maiglöckchen läutet kaum hörbar: Du bist mir teuer! Im Blumenladen kostet der Maiglöckchenstrauß deshalb so viel, weil zuvor in der Gärtnerei nur Handarbeit investiert wurde, schon beim Setzen und Verlesen der Rhizome, am Ende wieder beim Ernten der empfindlichen Blütenstengel, die neuerdings mindestens achtzehn Glöckchen tragen: »Grandiflora« heißt der Züchterstolz.

Die Maiglöckchen, die uns in den alten Städten an der Loire am Maifeiertag vor Schlössern und Kathedralen aufgedrängt werden, sind fast geschenkt. Warum nur wenige Francs der Strauß? Diese altmodisch kurzen Stengel mit allenfalls zwölf Glöckchen werden offenbar

tags zuvor oder frühmorgens von den Verkäufern selber gepflückt in den Wäldern der Touraine, in der Landschaft Balzacs, wo Madame d'Aiglemont das Schmachten des Liebhabers genoß, aber nicht stillte, wo Madame de Mortsauf unter der bedrängenden Sehnsucht des Liebhabers litt, die sie nicht stillen durfte.

Als wir im Schloß von Langeais unsere Neugier auf die wunderbaren Hochzeitszimmer der Anna von Bretagne und danach auch unsern Hunger im Gasthof »Duchesse Anne« gestillt hatten und nach dem Dessert der Silberteller gebracht wurde, lag ein Maiglöckchengebilde obenauf. Wie selten wird eine Rechnung so mit Liebe aufgemacht!

»Mein Herz, mein Herz ist traurig, / Doch lustig leuchtet der Mai«, sang der deutsche Dichter Heine, bevor er sich in Frankreich zum Sterben niederlegte. Ist das der richtige Schluß für eine Maiglöckchengeschichte? Ja. Trotzdem wollen wir uns noch mal zu einer anderen Kadenz aufraffen.

Eines haben alle Maiglöckchen gemein, die kleinen im Wald, die feinen im Blumenkorb, die erlesenen in der Vase, die wuchernden im Garten: Sie läuten den Frühling ein, sie blühen den Liebenden. Im Wörterbuch der Blumensprache bleibt der Code für das Maiglöckchen unverschlüsselt: »Du hast mich entzückt, als ich dich zum erstenmal sah.«

Flieder kommt wieder

Was duftet doch der Flieder / so mild, so stark und voll! / Mir löst er weich die Glieder, / will, daß ich was sagen soll.« Während der Meistersinger Hans Sachs in Nürnberg den Frühling spürt, und je älter er wird, desto mehr, während er Schuhe besohlt und Reime klopft, reist der Doktor beider Rechte Ghislain de Busbecq von Wien an den Hof des Sultans Soliman II. und vermittelt einen achtjährigen Frieden mit den unruhigen Türken. Busbecq bleibt bis 1562 als Gesandter in Konstantinopel. Bei der Rückkehr nach Wien hat er nicht nur Mokka im Gepäck. In seinem Garten auf der Bastei zieht er Tulpen und setzt Flieder an die Mauer. Den nie zuvor gesehenen Strauch, der am Bosphorus den Namen Lilak trägt, bezeichnet er den Freunden lateinisch: Lilac Turcorum. Die Wiener nennen den Busch türkischen Holler. Später hat Busbecq den Flieder auch ins heimatliche Flandern gebracht, als er die Erzherzogin Elisabeth nach Frankreich begleitete. Doch in Nürnberg und ganz Mitteleuropa konnten Gärtner oder gar Schuhmacher bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts allenfalls eine Abbildung des Flieders vor Augen gehabt haben.

Deswegen wird es Richard Wagner als Anachronismus nachgetragen, daß er seinen Hans Sachs ebendiese Zeilen singen läßt: »Was duftet doch der Flieder so mild, so stark und voll! Mir löst er weich die Glieder, will, daß ich was sagen soll.« Was würde der ehrenfeste Sachs auf den Einwand hin sagen, Flieder habe an der Pegnitz als poetisches Stimulans zu seiner Zeit nicht zur Verfügung gestanden? Er würde sich räuspern und also singen oder sagen: Ihr Herren irrt! Und habt auch wieder recht. Saß ich unterm Flieder, so saß ich unterm Hollerbusch.

Holler und Flieder waren zwei Namen für denselben Strauch, den alteingesessenen Schwarzen Holunder. Der türkische Fremdling, die-

ser Lilak, hat später dem Holunder den Flieder streitig gemacht, hat diesen niederdeutschen Namen erobert, als die erobierungswilligen Osmanen längst donauabwärts zurückgeworfen waren. In Wien hieß das Busbecqsche Haus zunächst einmal »Zur Hollerstauden«. Heute warten die Verliebten auch in Österreich darauf, daß der weiße Flieder wieder blüht. Die weißen Sorten von *Syringa vulgaris*, so heißt der Flieder jetzt bei den Botanikern, machen sich dennoch rar, sogar in der Fliedermetropole Wien. Noch seltener sind reinblaue Züchtungen oder primelgelbe. Das ist gut so. Der Flieder muß fliederfarben sein. Dann kann er einem waschechten Wiener wie dem Schauspieler Helmut Lohner zur Lieblingsblume werden.

Der Flieder reimt sich auf Glieder, Lieder, Mieder, nieder, wieder. Aber er steckt voller Ungereimtheiten. Warum *Syringa*, wenn sich doch die Nymphe *Syrinx*, vom göttlichen Pan verfolgt, in ihrer jungfräulichen Not in ein Schilfrohr verwandelte? Eine leichtere Frage: Warum hat Linné vor zweihundertfünfzig Jahren diesen türkischen Flieder den »spanischen« genannt? Weil geraume Zeit vor Busbecq die Araber den Lilak schon einmal nach Europa gebracht hatten, ums Jahr 900, als sie mit orientalischen Pflanzen und, dauerhaft, mit maurischer Architektur ihre Spuren in Spanien hinterließen.

Der Flieder reimt sich auch auf bieder. Flieder ist altmodisch. Wird ein Garten neu angelegt, steht Flieder nicht als erster auf dem Plan. Blüht aber ein alter Fliederstrauch im Vorgarten an der Straße, wird er spätestens in der Nacht vor dem Muttertag geplündert. Es sind nicht nur junge Biedermänner, die sich im Schutz der Dunkelheit an fremdem Eigentum vergreifen. Wir haben Frauen gesehen, die am helllichten Tag ungeniert zur Selbstversorgung schritten. Flieder reizt die räuberische Hand wie kaum ein anderes Gewächs. Damit er aber in der Vase nicht gleich zu welken beginnt, muß das Holz lang angeschnitten, das Laub abgestreift werden; Mimosa-Crysal ins Wasser, Grün vom Spierstrauch oder Schneeball dazu. In Marianne Beucherts

gar nicht genug zu rühmendem Buch »Sträusse aus meinem Garten« (im Ulmer-Verlag) sind dem Flieder sechs Spalten gewidmet.

Im Garten blüht er länger und schöner. Und stellt keine Ansprüche. Die Sonne will er sehen. Doch der Boden mag sein, wie er will; Kalk schadet nicht. Gut genährt, mit Stallmist oder Blaukorn, steht der Flieder freilich besser da, als wenn er hungern muß. Manchmal wird empfohlen, den Strauch in jedem Jahr zurückzustutzen. Das macht der Erwerbsgärtner in der Blumenplantage. Wir schneiden nur die verblühten Rispen heraus.

Es hat lang gedauert, bis der Flieder von den Gärtnern als dankbares Objekt ihrer züchterischen Leidenschaft entdeckt wurde: Immer größer die Blüten, noch mehr Farben! Vom blassen Lila bis zum dunkelsten Violett, von Rosa bis Purpurrot, von Schneeweiß bis Himmelblau. Um das Jahr 1850 gab es erst zwei Dutzend Sorten. Dann nahm sich der Franzose Lemoine in Nancy den Flieder mit solcher Ausdauer vor, daß er schließlich zweihundertvierzehn Varianten in den Handel bringen konnte. Während der Belle Époque war der Flieder obenauf. Der Berliner Ludwig Späth hatte in den dreißiger Jahren noch hundertfünfzig verschiedene Flieder im Katalog. Heute ist die Qual der Wahl nicht mehr so groß. In dem dicken Buch der »Gartengehölze« von Andreas Bärtels findet sich jedoch neben einundzwanzig Sorten von *Syringa vulgaris* eine staunenswerte Reihe von chinesischen und koreanischen Arten, die Neugier wecken, zumal sie ihre Blüten anders darbieten, meist in bogigen Rispen. Auch amerikanische Flieder sind dabei, die Preston-Hybriden, die später blühen, mit besonders großen, nickenden Blütenständen.

Die Amerikaner haben, wie in den kalifornischen Weinkellern, auch in der Gartenkultur europäische Tradition aufgenommen und führen sie weiter, ja voran. Kein Wunder, daß jetzt die erste Monographie nach fünf fliederlosen Jahrzehnten von dem amerikanischen Theologen und Fliederforscher Fr. John L. Fiala stammt: »Lilacs« (Timber

